



TERRI
BLACKSTOCK

Nur wenn
ich fliehe

ROMAN

BRUNNEN

Terri Blackstock

Nur wenn
ich fliehe

Roman

Deutsch von Renate Hübsch

Originally published under the title: If I Run
Copyright © 2016 by Terri Blackstock
Published by arrangement with The Zondervan Corporation L.L.C.,
a subsidiary of HarperCollins Christian Publishing, Inc.

Titel der Originalausgabe: If I Run
© Terri Blackstock 2016
Veröffentlicht mit Zustimmung der Zondervan Corporation L.L.C.,
Imprint von HarperCollins Christian Publishing, Inc.



© 2017 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Konstanze von der Pahlen
Umschlagfoto: mauritius images/Ian Pilbeam/Alamy
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN Buch 978-3-7655-2074-7
ISBN E-Book 978-3-7655-7478-8

www.brunnen-verlag.de



Ich widme dieses Buch in Liebe dem Nazarener.

I

Casey

Blut klebt an den Sohlen meiner Sneaker. Ich lasse Wasser darüberlaufen. Ohne Zweifel wird die Polizei den Abdruck der Gummisohlen prüfen und herausfinden, dass es Skechers sind. Die Abbuchung vom Schuhgeschäft werden sie auf meiner Kreditkarte entdecken, was beweist, dass es meine Sneaker sind.

Blut rinnt durch den Abfluss. Mein Herz rast, als ob es mein eigenes Blut ist, das da wegfließt. Aber so ist es nicht. Meine Kehle schnürt sich zu und mir kommen die Tränen, doch ich blinzele sie weg. Jetzt ist keine Zeit für Gefühle.

Als die Schuhe einigermaßen sauber sind, wische ich sie mit einem Handtuch ab und stecke sie in meine Tasche.

Sie werden die Blutspuren im Waschbecken entdecken, an der Tür, wo ich die Schuhe ausgezogen habe, auf dem Handtuch. Sie werden in der ganzen Wohnung dieses Luminolzeug versprühen und die Liste der Beweise gegen mich dadurch noch verlängern. Es hat keinen Sinn, meine Zeit damit zu verschwenden, die Spuren zu tilgen. Ich muss einfach nur weg hier.

Es ist nicht leicht, mal kurz sein ganzes Leben in einem Koffer zu verstauen, aber mir bleibt keine andere Wahl. Ich packe ein, was ich wohl brauchen werde – einen Rock, zwei Jeans, ein paar T-Shirts, eine Schere, um mir die Haare abzuschneiden, sobald ich irgendwo ein sicheres Plätzchen gefunden habe, Unterwäsche, Wimperntusche, Zahnpasta und -bürste, Kontaktlinsenschale und meine Brille. Ich gehe zur Kommode und ziehe die Schublade auf, dann wühle ich unter den Socken nach der Zigarrenkiste. Von ganz hinten angle ich

sie heraus und öffne sie. Die Hundert-Dollar-Noten sind noch da. Jetzt ist die Zeit gekommen, in der ich sie brauchen werde. Ich stopfe die Scheine in die Seitentaschen meines Gepäcks, dann haste ich in meine winzige Wohnküche und schnappe mir die gerahmten Familienfotos von einem Regal. Auch sie wandern in meine Tasche.

Eilig schreibe ich einen Scheck für die Miete, reiße ihn aus dem Block und lege ihn auf den Küchentresen – zusammen mit einer Nachricht für den Vermieter, dass er die Wohnung weitervermieten und die zurückgelassenen Sachen an irgendeine Wohltätigkeitsorganisation spenden soll. Ich will nicht, dass er das Nachsehen hat. Ich überlege kurz, meinen Chef anzurufen und ihm zu sagen, dass ich nicht mehr komme, aber es ist besser, das nicht zu tun.

Ich hänge mir die Handtasche über die Schulter und trage die Reisetasche nach draußen, dann schließe ich meine Wohnung hinter mir ab, auch wenn ich nicht weiß, warum.

Als ich ins Auto steige, sehe ich das Blut am Türgriff. Ich ignoriere es und fahre in das Parkhaus eines Hotels in der Innenstadt, stelle den Wagen ab, ohne noch einen Blick darauf zu werfen, und nehme den Fahrstuhl hinunter ins Hotelfoyer. Dort husche ich in die Damentoilette, binde mir das Haar zu einem Pferdeschwanz und wickele mir ein Tuch um den Kopf. Ich nehme die Kontaktlinsen heraus, wasche mein Augen-Make-up ab und setze die Brille auf. Dann trage ich Handtasche und Reisetasche durch die gläserne Hoteltür hinaus auf die Straße, wo die Taxis warten. Dem Portier, der eines für mich heranwinkt, drücke ich ein Trinkgeld in die Hand. Ich steige ins Taxi und sage dem Fahrer, er solle mich zum Busbahnhof fahren.

Höchstwahrscheinlich suchen sie noch nicht nach mir. Es wird ein Weilchen dauern, bis sie Brents Leiche finden. Ich gebe der Versuchung nach zu beten, auch wenn ich nicht weiß, ob mich jemand hört. Ich habe Mühe, an Gott zu glauben, aber wenn ich in Schwierigkeiten stecke, formuliert mein Gehirn ganz von selbst stumme Bitten. Keine Ahnung, worum ich bitten soll. Um Zeit? Dass ich rasch weit weg bin? Um einen Ausweg?

Um Gerechtigkeit?

Blödsinn.

Ich bete einfach ganz allgemein um Hilfe. Falls jemand am anderen Ende der Leitung meine Gebete hört, wird er schon wissen, was ich brauche. Während wir durch die Stadt fahren, überfällt mich die Einsamkeit wie ein plötzlich aufsteigender Nebel und ich frage mich, wie ich ohne meine Freunde auskommen soll. Ich mag Menschen. Das war schon immer so. Ich bin nicht gern allein.

Und meine Familie. Meine sechs Monate alte Nichte, die jede Woche irgendwas Neues kann ... Ob ich sie je wiedersehe? Der Gedanke, dass ich sie vielleicht niemals mehr in den Schlaf wiegen werde, ist fast so brutal wie das Bild meines besten Freundes, der tot vor mir auf dem Fußboden liegt.

Ich lasse meinen Blick über die Stadt schweifen, die ich lieb gewonnen habe. Komisch, bis jetzt war mir gar nicht klar, wie sehr ich sie liebe.

Mit aller Kraft versuche ich meine Gedanken daran zu hindern, zu dem zurückzuwandern, was sich gerade ereignet hat. Vor einer Stunde? Oder zwei? Ich zwingen mich, nicht an das Entsetzliche zu denken.

Einen Schritt nach dem anderen. Erst mal zum Busbahnhof. Weinen kann ich dann.

2

Casey

Ich bin noch nie am Busbahnhof gewesen. Er hat für mich eine Art dunkler Faszination – das Gefühl des Unbekannten, das ich so fürchte –, aber ich weiß, dass ich die Stadt nicht in meinem Auto verlassen darf. Danach werden sie bestimmt suchen. Der Flughafen kommt auch nicht infrage. Zu viele Kameras, zu viele Sicherheitsleute. Ich hoffe, ich werde nicht sofort dadurch auffallen, dass mein Gesicht plötzlich knallrot wird – auch hier sind überall Überwachungskameras angebracht. Ich betrachte die blasse Anzeigentafel, auf der Abfahrtszeiten und Zielorte aufleuchten. Ich habe keine Ahnung, wo ich hinsoll.

Es muss so weit weg sein, dass mein Fahndungsfoto dort nicht mehr in den Lokalzeitungen erscheint. Irgendein Ort, zu dem ich keinerlei Verbindung habe und an dem es nichts gibt, das mich dorthin ziehen könnte. Ein Ort, wo ich nie hingehen würde. Und es muss einer der nächsten Busse sein, die abfahren, wohin auch immer. Ich werde nicht bis zur Endstation fahren. Irgendwo unterwegs steige ich aus.

Aber immer der Reihe nach. Ich finde die Damentoilette und spähe unter die Kabinentüren, um zu sehen, ob ich allein bin. Im Moment ja. Vor dem schmutzigen Waschbecken stehend, starre ich in den Spiegel. Ich öffne die Handtasche und nehme die Schere heraus. Ich löse mein blondes Haar aus dem Pferdeschwanz, bürste es glatt und lasse es noch ein letztes Mal durch meine Finger gleiten.

Meine Haare waren schon immer mein größter Pluspunkt und ich hasse den Gedanken, sie abzuschneiden. Aber Eitelkeiten dürfen

mich jetzt nicht aufhalten. Ich setze die Schere auf Kinnhöhe an und schaue zu, wie ein Teil von mir stückweise auf den Boden sinkt. Ich nehme mir nicht die Zeit, dem hinterherzutrauern. Eilig säbele ich eine Strähne nach der anderen ab, bis ich auf der anderen Seite angekommen bin.

Es sieht aus wie ein ziemlich unprofessionell geschnittener Bob, aber es könnte schlimmer sein. Eigentlich sieht es noch zu sehr nach mir aus. Ich streiche die Haare hinter die Ohren – ja, etwas anders, aber immer noch nicht genug. Soll ich es noch kürzer schneiden – zu einem Pixie Cut? Nein, das würde zu lange dauern und die amateurhafte Qualität des Schnitts würde erst recht auffallen. Es muss erst einmal so gehen, bis ich irgendwo bin, wo ich mir die Haare färben kann.

Ich nehme ein Bündel Geldscheine aus meiner Reisetasche und stecke es in die Hosentasche. Ich werde mein Geld dicht bei mir haben müssen.

Ich hocke mich hin und kehre mit den Händen die ausrangierten Haare zusammen, trage sie zur Toilette und spüle sie weg. Dann befeuchte ich ein Papierhandtuch und wische den Fußboden, um sicherzustellen, dass keine blonden Härchen mehr zu finden sind. Noch einmal gehe ich zur Toilette und drücke die Spülung. Einen Moment lang stehe ich da und sehe die alte Casey in der Kloschüssel herumwirbeln, bevor sie schließlich im Abfluss verschwindet.

Ich lehne mich an die Tür der Toilettenkabine. Ich schaffe das. Ich habe schon früher schwierige Situationen durchgestanden. Ich muss nur das tun, was die Polizei am wenigsten erwartet. Mein Leben hängt davon ab.

Ich öffne die Rückseite meines Handys, nehme den Akku heraus und werfe ihn in den Abfalleimer. Dann breche ich das Gerät kaputt und stecke die Einzelteile ein, um sie stückweise unterwegs wegzuschmeißen. Ob das reichen wird, damit die Polizei mich nicht über das GPS des Handys orten kann, weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich im Fernsehen gesehen, dass Kriminelle so vorgehen.

Ich verlasse die Toilette, sehe mich in der Bahnhofshalle um und erspähe einen Schalter, vor dem keine Schlange steht. Handtasche und Reisetasche um die Schultern gehängt, gehe ich zum Schalter.

„Wohin?“, fragt die Angestellte, ohne mich anzusehen.

„Hmm ... wohin fährt der Bus, der gerade das Gepäck der Passagiere einlädt?“

Jetzt sieht die Frau auf. Unsere Blicke treffen sich, aber ich fühle mich nicht wahrgenommen. „El Paso. Geht in zwanzig Minuten.“

Ich nehme mir nicht die Zeit nachzudenken. „Perfekt. El Paso. Genau da will ich hin.“

Sie druckt das Ticket aus und gibt mir das Wechselgeld heraus. „Beilen Sie sich besser“, sagt sie schläfrig.

Ich danke ihr und eile zum Bus. Der Fahrer wirft einen Blick auf mein Ticket und streckt die Hand nach meiner Tasche aus.

„Schon gut“, sage ich. „Die behalte ich bei mir.“

„Der Bus könnte voll werden. Oben gibt es keinen Platz dafür.“

Ich hatte keine Ahnung, dass El Paso ein so beliebtes Ziel für Reisende aus Shreveport ist. „Ich stelle sie unter den Sitz. Wie lange dauert die Fahrt?“

„Zehneinhalb Stunden, plus/minus.“

Vermutlich ist das gut. Je länger ich mich in einem Bus verkriechen, desto besser. Solange sie nicht rauskriegen, auf welchem Weg ich aus der Stadt raus bin, könnte dies ein gutes Plätzchen sein, um vom Radar zu verschwinden.

Ich steige ein. Der Bus ist bisher etwa halb voll. Ich gehe den Mittelgang entlang, vorbei an einer Familie mit zwei kleinen Kindern, und wähle einen Fensterplatz in einer leeren Sitzreihe. Handtasche und Reisetasche stelle ich auf den Sitz neben mir.

Die Reihen füllen sich rasch. Ich versuche, Blickkontakt mit Platzsuchenden zu vermeiden. Ein Mann, der leicht hinkt und es kaum die Stufen hochschafft, ein Teenager mit dunklen Ringen unter den Augen und Ohrhörern in den Ohren, eine ältere Frau mit Stock, ein Soldat in Uniform mit Armee-Reisetasche.

Der Soldat entdeckt mich und bleibt neben mir stehen. „Sitzt hier jemand?“, fragt er und weist auf mein Gepäck.

Einem Soldaten möchte ich nichts abschlagen. Wir verlangen so viel von ihnen und sie erwarten so wenig von uns. Ich schüttele den Kopf und verstaue die Tasche unter meinem Sitz. Er rutscht auf den Platz neben mir, seine breiten Schultern berühren meine.

„Auch nach El Paso?“, fragt er.

„Nein, ich steige unterwegs aus. Sind Sie aus El Paso?“

„Ja“, sagt er. „Bin mehr als ein Jahr weg gewesen. Afghanistan.“

„Und dann kriegen Sie keinen Direktflug nach Hause?“, erkundige ich mich erstaunt.

„Der Rückflug geht immer dahin, von wo man ausgeflogen wurde. Aber das ist nicht da, wo meine Familie lebt. Ich wollte auch nicht direkt nach Hause“, erzählt er. „Ich wollte zuerst noch die Familie eines Kameraden besuchen. Er hat’s nicht nach Hause geschafft ...“

Mir geht das Herz auf. Der Soldat muss ein feiner Kerl sein, wenn die Familie eines toten Freundes ihm wichtiger ist als seine eigene Heimkehr.

„Mit dem Bus dauert es auch nicht so lange.“

„Und wer wartet dann auf Sie?“, will ich wissen.

„Meine Eltern“, sagt er. „Und meine Freundin. Ich kann es kaum erwarten, sie alle wiederzusehen.“

„Das geht denen bestimmt nicht anders.“

„Ja, es wird bestimmt ein fantastisches Wochenende“, meint er, dann schluckt er schwer. „Ich ... bin ein bisschen nervös.“

Das verstehe ich. Er ist sicher nicht mehr ganz derselbe, als der er in den Krieg gezogen ist. Und es wird ungewohnt und schwierig sein, wieder in einer Beziehung zu leben. Der Mann meiner Freundin Nora wurde vier Wochen nach der Geburt ihres ersten Kindes auf einen Auslandseinsatz geschickt und war über ein Jahr fort. Er tat, was er konnte, um über Skype eine Beziehung zu seinem Kind aufzubauen. Aber es war nicht dasselbe. Man kann diese ersten Monate einfach nicht nachholen.

Als er heimkam, wurde aus Noras Freude bald eine stumme Besorgnis und wir wussten alle, dass die Dinge nicht gut standen. Ein Jahr als Mutter ... ein Jahr im Krieg – das verändert die Menschen. Ich hoffe, die Freundin dieses Soldaten empfängt ihn als Helden und gibt ihm die Zeit und den Raum, die er braucht, um wieder hier anzukommen.

Er steckt sich Ohrhörer in die Ohren und ich bin erleichtert, dass er sich nicht näher nach mir erkundigt. Nachdem ich mir ebenfalls In-Ears in die Ohren gedrückt habe, schließe ich die Augen und stelle mich schlafend, aber als der Bus sich in Bewegung setzt, mache ich sie wieder auf, um meine Stadt davongleiten zu sehen. Vielleicht sehe ich sie nie wieder.

Als meine Augen feucht werden, schließe ich sie rasch wieder. Ich schaffe das, sage ich mir. Ich bin stark. Ich habe ein Ziel. Ich bin entschlossen.

Ich werde nicht zulassen, dass sie gewinnen.

Die Tränen lassen nach. Ich wünschte, ich hätte tatsächlich Musik, um meine Gedanken zu übertönen, aber mein Handy liegt ja in Einzelteile zerlegt in meiner Handtasche. Immerhin sorgen die Ohrhörer dafür, dass ich für mich bleibe.

Ich bin mir nicht sicher, ob das gut ist oder schlecht.

3

Casey

Als der Bus an der Greyhound-Station in Dallas hält, beschließe ich auszusteigen und die Nacht hier zu verbringen. Der Bus wird weiterfahren nach El Paso, aber ich werde nicht mehr drinsitzen.

In Sichtweite des Busbahnhofs gibt es ein kleines Hotel. Mit hastigen Schritten laufe ich hin, voller Angst, dass ich überfallen werde, bevor ich das Gasthaus erreiche. Die Nacht wimmelt von Schatten und Bewegungen. Mein Herz klopft wild. Auf halbem Weg trifft mich die Verzweiflung wie der Schlag eines Schmiedehammers mitten auf die Stirn. Ich kann nicht glauben, dass ich tatsächlich hier bin, auf der Flucht vor dem Gesetz. Meine Eltern haben mich dazu erzogen, Autorität zu respektieren und an das System zu glauben ... aber das war, bevor das System sich gegen uns gewandt hat.

Einen Mord zu begehen liegt meiner Familie ebenso fern, wie sich selbst das Leben zu nehmen.

Wir sind keine Leute, die aufgeben. Wie oft habe ich mir das nach dem Tod meines Vaters vor dreizehn Jahren selbst gesagt. *Er hätte sich nie erhängt.* Da war ich mir ganz sicher, als ich ihn fand – seine Leiche so in Szene gesetzt, dass es aussah, als hätte er nur noch Schluss machen wollen. Mein geliebter Dad. Er hätte nie gewollt, dass ich ihn so finde.

Jetzt frage ich mich, ob ich in unserer Familie eine echte Pionierin sein könnte. Könnte ich tatsächlich die Erste sein, die aufgibt?

Vielleicht werde ich überfallen und umgebracht, das wäre noch das Beste. Aber mein Überlebenswille ist zu stark, also laufe ich, so schnell ich kann, bis ich die Eingangstür des Hotels erreiche. Sie

haben freie Zimmer und ich erzähle ihnen, mein Portemonnaie sei gestohlen worden, aber ich hätte Bargeld. Ich checke unter falschem Namen ein und bald halte ich den Zimmerschlüssel in den Händen.

Der Raum, den ich betrete, riecht nach Schimmel und Zigaretten. Das Bett ist hart und das Laken reicht nicht ganz über die Matratze. Aber ich sage mir, dass ich mich glücklich schätzen kann, hier zu sein und nicht im Knast.

Die Hoffnungslosigkeit schlägt ihre Klauen tiefer in mich und der Gedanke, mich umzubringen, taucht wieder auf. Ich denke darüber nach, wie ich es anstellen soll, damit ich demjenigen, der irgendwann auf meine Leiche stößt, am wenigsten Schrecken einjage. Für ein paar Minuten erlaube ich mir den Gedanken, es könne bald alles vorbei sein; gönne mir die befreiende Vorstellung, nicht mein Leben lang auf der Flucht sein und mich verstecken zu müssen wie eine Kriminelle. Mir keine Sorgen machen zu müssen, wovon ich leben soll und wo und wer mir auf den Fersen ist. Mich nicht damit herumschlagen zu müssen, als Mörderin gebrandmarkt zu sein.

Aber lange kann ich mich nicht in dieser Fantasievorstellung ausruhen. Ich denke an meine Mom, wie sie bei der Beerdigung Hände schüttelt und die tröstet, die eigentlich sie trösten wollen, und dabei in atemberaubendem Tempo ihre kleinen Zwangsrituale vollzieht. Nach der Beerdigung wird sie die ganze Nacht wach liegen, den Kopf voller Ängste. Wochenlang wird sie keinen Schlaf finden, bis ein Arzt eingreift und ihre Medikamentendosis erhöht. Meine Schwester wird verstört und vor Kummer fast wahnsinnig sein und sich nicht mehr richtig um die kleine Emma kümmern können. Ihre Ehe wird leiden, weil Bitterkeit und Zorn wie Lava in ihr kochen werden, und irgendwann wird sie in der Öffentlichkeit etwas sagen, was sie besser nicht gesagt hätte, und dann wird man sie abholen.

Im Fernsehen werden sie über meinen Selbstmord reden, als wäre ich der Unglücksfall der Woche. Alle Einzelheiten werden sie breittreten und auf YouTube wird es ein Video mit meiner Leiche geben. In Boulevardmagazinen wird meine psychologische Autopsie vorgenommen.

Endlich stecke ich den Gedanken weg. Mir das Leben zu nehmen, wäre zu egoistisch. Zu viele Dominosteine würden umfallen, zu viele Menschen wären betroffen, und zwar nicht nur für einen Tag oder eine Woche oder einen Monat, sondern auf Jahre hinaus ... Jahrzehnte.

Man kann nicht einfach auschecken und glauben, damit sei alles vorbei. Für alle, die dich lieben, ist es nicht vorbei. Alles, was du erreichst, ist nur, sie auf eine Jagd nach den Bruchstücken zu schicken, die ein zorniger Wind verweht. Du verurteilst sie dazu zu versuchen, die Probleme zu lösen, die du nicht lösen wolltest ... während sie noch die eigenen Wunden verbinden. Selbst jemand wie ich, Single und kinderlos, könnte auf diese Weise noch Generationen beeinträchtigen.

Ist ein schneller Ausweg das wert?

Nein, keinesfalls. Lieber trage ich den Schmerz selbst, damit sie es nicht müssen.

Ich empfinde kein bisschen Erleichterung, als ich beschliesse, dass ich die Sache durchstehen muss. Aber zumindest spüre ich in mir die Entschlossenheit, es für meine Familie zu tun. Die kleine Emma wird nicht davon reden müssen, dass ihre Tante sich umgebracht hat. Natürlich werden ihre Sandkastenfreunde mich noch auf Jahre hinaus eine Mörderin nennen. Aber ihre Mutter wird ihr die Wahrheit sagen. Vielleicht bekommt Emma doch etwas Gutes über mich zu hören.

Endlich schlafe ich ein, die willkommene Erleichterung, um die ich nicht gebeten hatte. Ich träume, dass Brent noch am Leben ist, dass wir zu Malicos Pizza Plaza gehen, Peperoni essen und uns über den dusseligen Kellner beklagen – als sei die Tatsache, dass er unsere Extraportion Käse vergessen hat, das Schlimmste, was passieren kann.

Als ich aufwache, ist Brent wieder tot. Ich habe Samstagvormittage immer geliebt, aber in diesem muffigen Hotelzimmer scheint alles verkehrt. Unter der Dusche weine ich stumm und mache mich bereit zum Aufbruch nach Ichweißnichtwohin.